

UB Gießen

OSR

627

e

EMMI BONHOEFFER

Zeugen im
Auschwitz-Prozeß

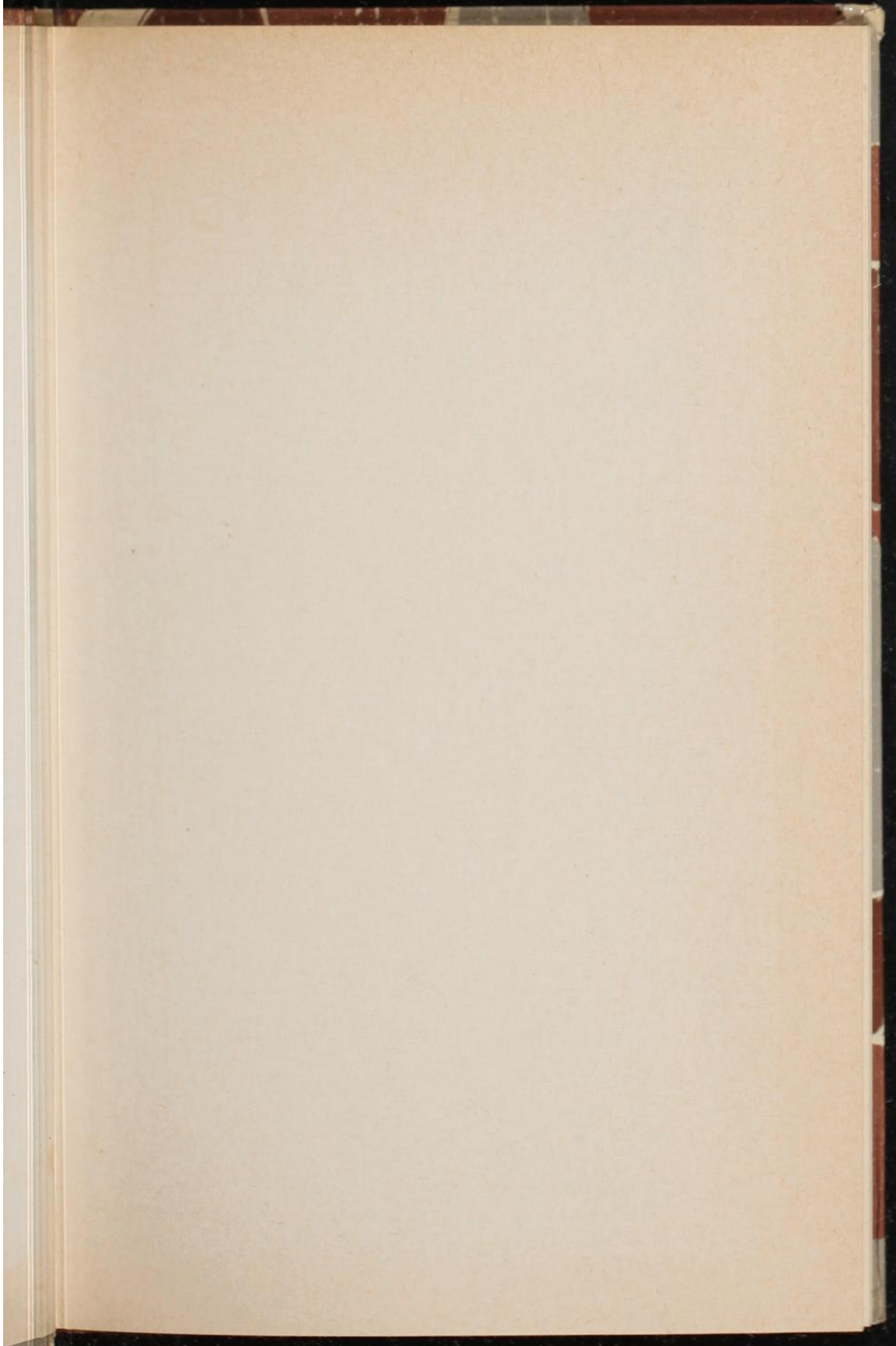


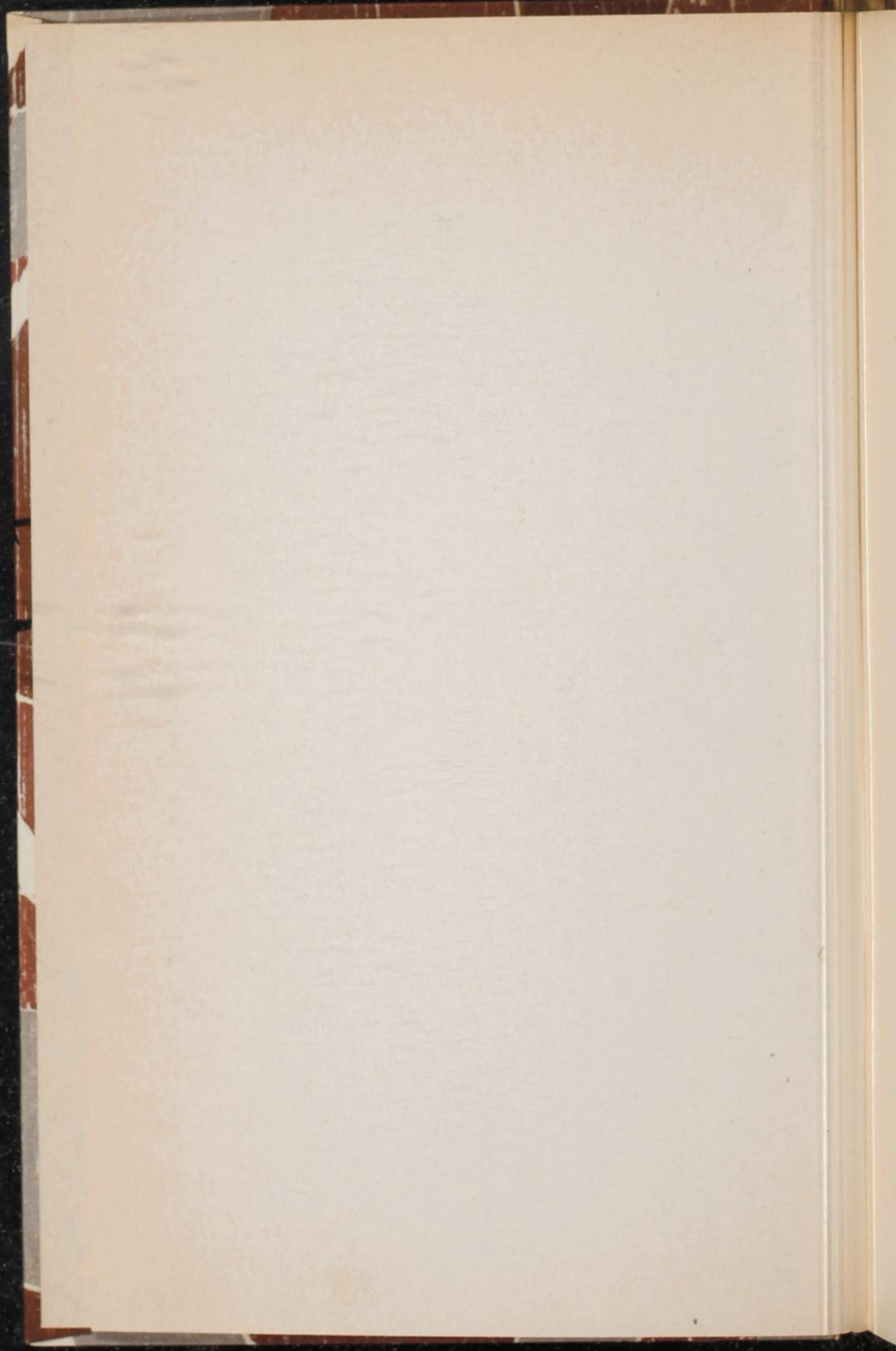
OSR 627

UB GIESSEN



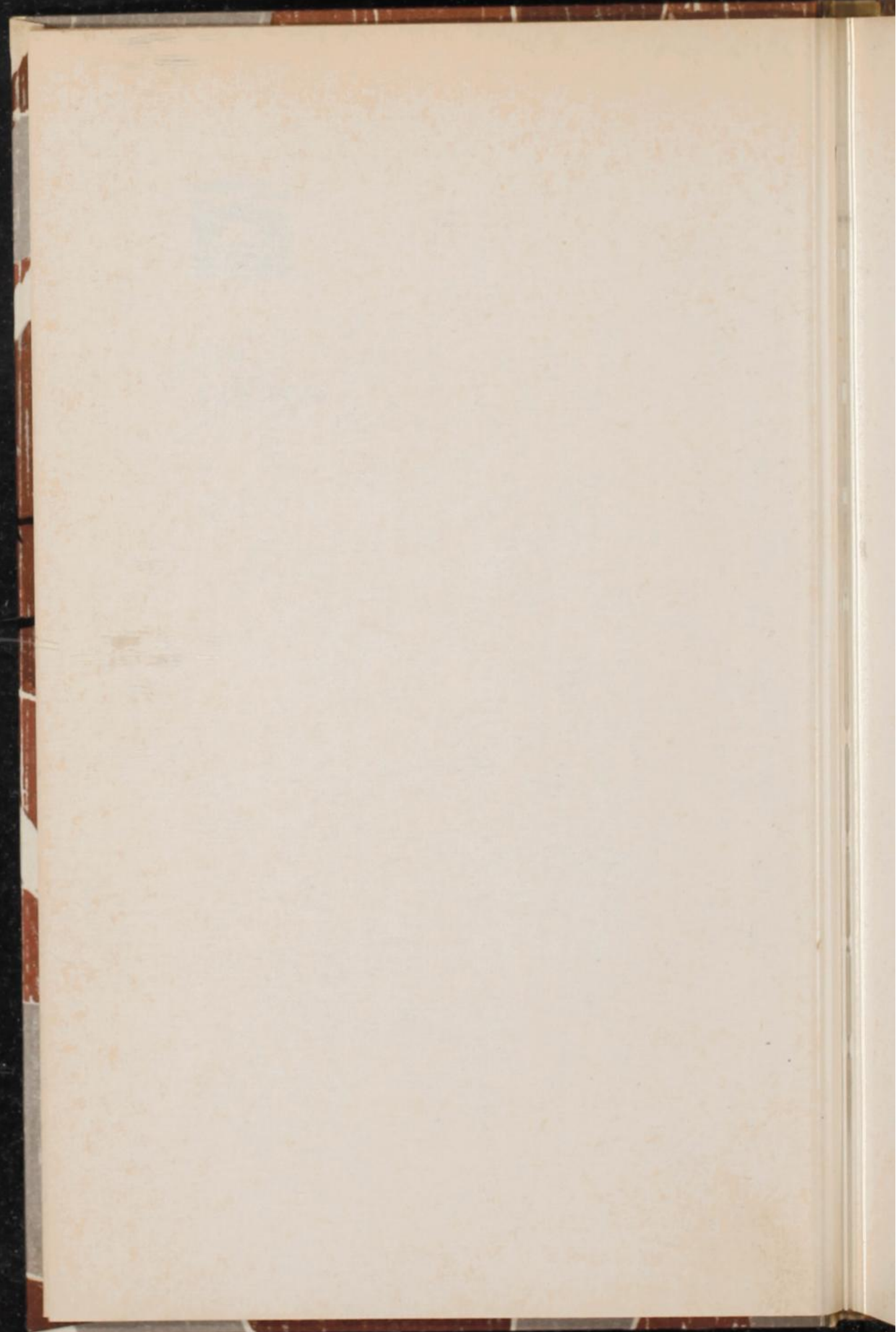
27 013 554







DIE
BRÜCKE

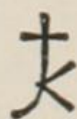


Emmi Bonhoeffer

Zeugen im
Auschwitz-Prozeß

Begegnungen und
Gedanken

Heike Duill
Marianne Groß
Breidensteiner Weg 74
6000 Frankfurt/M. 90
Telefon 069/7893368



Johannes Kiefel Verlag
Wuppertal-Barmen

27.013.554

Univ.-Bibl
Giessen

Geleitwort

Jeder Bericht von diesem Prozeß, der – wenn auch der größte und längste – nur einer von vielen in diesen Jahren ist, schlägt an unser Herz, an unser Gewissen und an unsere Erinnerung. Jeder Bericht ist ein Versuch, durch die Wand, mit der wir vor dem Schrecklichen abgesichert sind, hindurchzudringen, sie dünner zu machen, uns zu öffnen, damit wir bereit werden, Auge in Auge mit dem, was geschehen ist, zu leben, damit wir nicht mehr feige oder stumpf oder selbstgerecht uns vor dem verbergen, was doch zu unserer eigenen Vergangenheit gehört, also zu unserem eigenen Leben. Daß es dazu gehört, das wollen wir nicht wahrhaben, weil es ja wirklich nicht leicht ist, es wahr sein zu lassen. Die Zeitungen berichten, daß – Meinungsumfragen zu-

folge – eine Mehrheit in unserem Volke diese Prozesse ablehne, ungefähr eine ebenso große Mehrheit wie diejenige, die die Todesstrafe für Mörder von Taxifahrern befürwortet. Es sind also vielfach die gleichen Menschen, die für die eine Kategorie von Untaten Straflosigkeit, für die andere strengste Bestrafung wünschen. Unter den Ursachen, die Emmi Bonhoeffer für die Ablehnung jener Prozesse angibt, scheint mir die gewichtigste diejenige zu sein, die am seltensten offen ausgesprochen wird: Die Strafe, die man für den Mörder eines Taxichauffeurs fordert, bedroht uns nicht; mit seiner Tat haben wir, so meinen wir, nicht das geringste zu tun, ihm gegenüber fühlen wir uns als die Unschuldigen, die Gerechten. Mit den Greueln des Hitler-Regimes, mit der grausamen Ermordung von Juden, Zigeunern, Polen, Russen, Kommunisten usw. haben wir alle irgendwie zu tun. Die meisten von uns haben sich irgendwann einmal von Hitlers Plänen etwas versprochen, haben die Menschengruppen, die er vernichten wollte, irgendwann einmal gering geachtet, haben zugesehen oder weggesehen, als die Greuel geschahen, haben sich das Wissen davon und das Nachdenken darüber vom Leibe gehalten, haben durch Unterlassen von Protest und Hilfe sich selbst das Leben

gesichert, haben davon profitiert, daß sie nicht zu diesen verfolgten Gruppen gehörten; viele von uns, wenn sie selbst nicht aktiv beteiligt waren, haben doch nahe Verwandte und Freunde, die im Dienste dieser nun so schauerlich demaskierten Hitler-Bewegung gestanden haben. Deshalb spüren Ungezählte im Unterbewußtsein: wenn aufgedeckt wird, was damals geschah, dann hängen wir mit den Angeklagten in diesen Prozessen auf vielfältige Weise zusammen, dann reicht die Schuldfrage, die in diesen Prozessen aufgeworfen wird, bis in unser Leben hinein. Darum wehrt man sich gegen die Prozesse, darum möchte man sie beendet wissen; um ihrer selbst willen, um der Ruhe ihres Gewissens willen möchten viele, daß, wie sie sagen, „endlich ein Schlußstrich gezogen“ werde.

Ein Bericht, wie dieser hier von Frau Bonhoeffer, zeigt hoffentlich vielen, daß es nötig, gut, heilsam ist, wenn dieser Wunsch nicht erfüllt wird. Nur wenn wir es uns nicht leicht machen, nur wenn jeder mit sich selbst ins Gericht geht, nur wenn wir die Vergangenheit ins Auge fassen, finden wir den Weg in eine Zukunft, in der der Wiederholung dieser Vergangenheit ein Riegel vorgeschoben wird. Nur dann nützen wir auch die Möglichkeiten der Gegenwart.

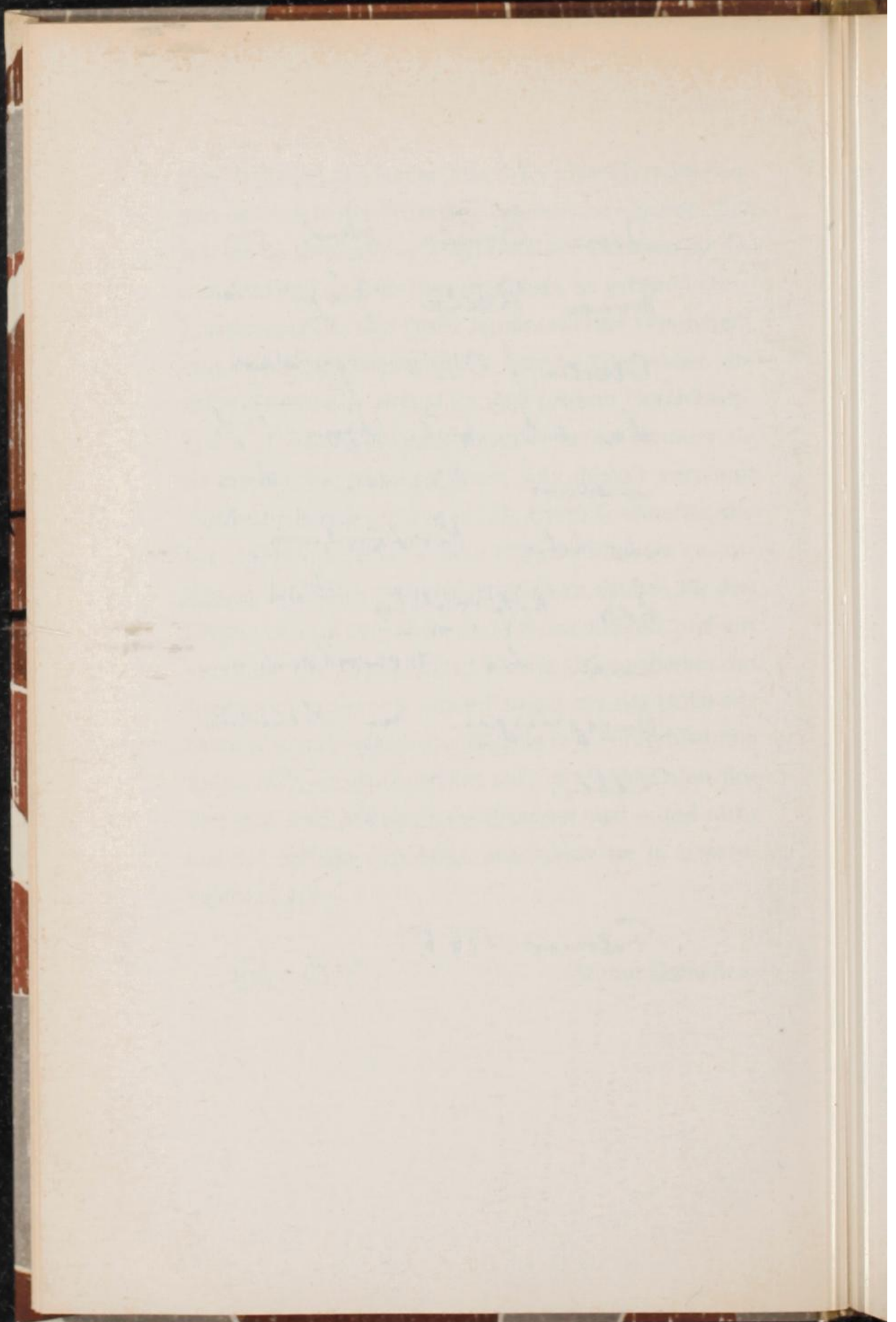
Das Verhalten der Frauen, die sich in Frankfurt der Zeugen des Auschwitz-Prozesses angenommen haben, gibt uns ein Beispiel solcher Möglichkeiten. Gehören die Ermordeten zu unserer Vergangenheit, so gehören diese Zeugen und die von ihnen repräsentierten Überlebenden und Hinterbliebenen zu unserer Gegenwart. Sie sollen nicht noch einmal Zeugen unserer Gefühllosigkeit und Gleichgültigkeit werden; heute könnten sie ein wenig von dem erfahren, was damals versäumt wurde. So haben wir alle Anlaß, Emmi Bonhoeffer, die aus eigenem Leiden zu einer Helferin für viele geworden ist, und ihren Mitarbeiterinnen zu danken für den Dienst, den sie stellvertretend für uns alle tun, und aus ihrem Beispiel die Wachheit für die Gelegenheiten der Gegenwart zu lernen. Denn Zeugen aus der Hölle der Konzentrationslager, Überlebende und Hinterbliebene treten nicht nur in Frankfurt auf; an vielen Orten finden in diesen Jahren solche Prozesse statt – und nicht nur bei solchen Prozessen erscheinen sie in unserer Reichweite.

Helmut Gollwitzer

Diese Briefe sind an
Frau Recha Jászi in
Oberlin / OHio gerichtet,
der ich seit dem Tod
meines Mannes das
stärkste Verständnis,
das hilfreichste Vorkommen
und die wesentlichsten
Anregungen zu danken
habe.

Februar 1965

E. B.



Frankfurt/Main, 3. Mai 1964

Liebe Recha !

Du fragst, was ich tue, seit ich die Arbeit, die mich zwölf Jahre ausgefüllt hat, niedergelegt habe. Ich hatte beschlossen, ein Sabbatjahr einzulegen, einmal nur für Kinder und Enkel, Bücher und Gäste dazusein, wie andere Frauen meines Alters. Aber schon nach zwölf Tagen kam ein Anruf meiner Freundin Ursula Wirth aus Kronberg, ich sollte sie möglichst am gleichen Tage noch aufsuchen. Sie müsse etwas mit mir besprechen, was sie vorhabe und wozu sie meine Hilfe brauche. Sie hatte in der „Welt“ die Notiz gelesen, daß zwar viele ausländische Gäste der Bundesrepublik mit freundlichem Aufwand auf dem Flughafen empfangen

und ins Hotel begleitet würden, daß man sich bemühe, ihnen den Aufenthalt in Deutschland angenehm und interessant zu machen, daß sich aber niemand um die Zeugen kümmere, die aus aller Welt, vornehmlich aus Polen, zu dem Auschwitz-Prozeß vor das Schwurgericht in Frankfurt geladen seien.

Offenbar hatte es sich bis dahin niemand überlegt, was es für diese Menschen bedeutet, nach zwanzig Jahren jenes grauenhafte Leiden, das sie vielleicht einigermaßen überwunden glaubten, nun wieder ausgraben, bis ins Detail zurückrufen zu müssen und damit allein zu sein in einem Land, das sie nur von seiner abscheulichsten Seite kennengelernt hatten. Wir waren uns sofort darüber einig, daß etwas geschehen müsse. Gleich am nächsten Tag hörte ich einer Gerichtsverhandlung des Auschwitz-Prozesses zu, um dem Sachverhalt und der Atmosphäre näherzukommen, in der die Menschen, denen wir zur Seite stehen wollten, Zeugendienst zu leisten haben.

Ehrlich gesagt, ich hatte bis dahin die Berichte über den Prozeß nur gelegentlich und flüchtig gelesen, wohl aus einer unbewußten Angst, mehr Entsetzliches zu ver-

nehmen, als ich ertragen könnte. Nun also geriet ich mitten hinein in den Prozeß, und, wie immer bei solchen Situationen: ob es ein Bombenangriff oder ein Gestapo-Verhör ist – in dem Augenblick, wo du dich zur Tat gerufen fühlst, wachsen dir die Kräfte, daß du auch das Entzetzliche zu hören oder zu sehen vermagst. Es verliert auf geheimnisvolle Weise seine überwältigende Macht, es wird zur Aufgabe.

Der erste Eindruck, den ich in der Hauptverhandlung empfang, war nicht nur aufwühlend, er war auch verwirrend. Ein Teil der dreiundzwanzig Angeklagten ist auf freiem Fuß, sie kreuzen in den Pausen im Vestibül deinen Weg, sitzen in der Kantine am Nebentisch oder mit ihrem Anwalt in einem benachbarten Restaurant, kommen mit Mercedes vorgefahren, da sie erfolgreiche Geschäftsleute sind, und manche treten mit einer Sicherheit auf, als wollten sie sagen: „Unser einziger Fehler war, daß wir nicht alle Juden umgebracht haben.“

Über die äußere Form, in der unsere Arbeit geschehen sollte, wurden wir uns bald klar. Wir beschlossen, sie dem Roten Kreuz einzuordnen, um von vornherein ihren unpolitischen Charakter zu dokumentieren und

ihr eine allgemeinverständliche Legitimation zu geben. Das Rote Kreuz hat sich dazu in allen Instanzen sofort und gern bereit erklärt und gab uns jede erbetene Unterstützung. Praktisch handelte es sich für uns zunächst darum, dreimal in der Woche von halb 9 bis halb 5 Uhr mit drei Pausen den Verhandlungen beizuwohnen. Denn wenn du einem Menschen helfen willst, mußt du zuvor wissen, in welchem Erleben er steht. – Ich werde Dir nun wöchentlich berichten.

Frankfurt/Main, 10. Mai 1964

Liebe Recha,

es ist erstaunlich, wie Du Dich in die Psyche der heutigen Deutschen versetzen kannst, obwohl Du doch seit vierzig Jahren in den USA lebst. Natürlich ist der Auschwitz-Prozeß unpopulär, darum ist es eine seltsame Sache, daß sich trotzdem fast die gesamte Presse, wenn auch meist nicht sehr ausführlich, täglich damit beschäftigt und einen Bericht bringt, den eigentlich niemand hören möchte, den jedenfalls die gewiß nicht lesen, die es nötig hätten. – Soviel ich sehe, hat der innere Widerstand gegen diesen Prozeß und ähnliche Gerichtsverhandlungen vier Wurzeln.

Bei vielen Menschen spielt natürlich die Sorge eine Rolle: wer weiß, was da noch alles zutage kommt! Ob

nicht auch mein Onkel . . . oder daß gar ich noch . . . Man will einfach Ruhe haben. Die Rachegöttinnen waren dabei, wie Zugvögel am Horizont endlich zu verschwinden. Jetzt bläst ein „böser Geist“ heißen Wind auf und treibt sie zurück. Was soll das?

Der zweite Grund für die Abwehr gegenüber solchen Nazi-Prozessen scheint mir der Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Verurteilung gerade dieser Angeklagten zu sein. Man sagt sich: sie waren doch nur in dieser bestimmten Situation Verbrecher; das sieht man doch daran, daß sie seit zwanzig Jahren nicht mehr in Konflikt gerieten mit dem Gesetz. Nun glaube ich, daß es ein Grundirrtum ist, zu meinen, an diesem Prozeß sei das Wichtigste die Bestrafung von ein paar Leuten, die mehr oder weniger zufällig aus Tausenden herausgefunden werden konnten und zu deren Entlastung – soweit es sich nicht um notorische Sadisten handelt – sicher manches gesagt werden kann und gesagt werden wird. Das Wichtigste ist vielmehr, daß dokumentarisch und öffentlich von einem deutschen Gericht festgestellt wird, was sich in Auschwitz abgespielt hat. Damit könnte dem viel und gern geübten Bagatellisieren unseres Unrechts ein Ende bereitet werden, und über die

Nachdenklichen könnte ein heilsames Erschrecken kommen, wenn sie erfahren, was geschehen kann, wenn in irgendeinem Staatswinkel sich jahrelang unkontrolliert von der Öffentlichkeit Vorgänge abspielen können.

Die dritte Ursache für die ablehnende Haltung der meisten Menschen gegenüber den sogenannten Nazi-Prozessen sehe ich in ihrem Zweifel, ob diese Massenmorde isoliert von dem Gesamtphänomen des Faschismus untersucht werden können. Darauf möchte ich antworten: man muß sie untersuchen, aber man darf damit nicht aufhören, sondern durch die gründliche Untersuchung muß man sich anstoßen lassen zu weiterer, intensiver geistiger Arbeit an dem ganzen Problemkomplex Staatsform, Staatsrecht, Menschenrecht, Menschenwürde.

Schließlich scheint mir einfach der Überdruß an Schreckensnachrichten der Grund für die Zurückhaltung zu sein, mit der viele Menschen der Berichterstattung über den Auschwitz-Prozeß begegnen. Eine natürliche Scheu vor Gräßlichkeiten erfüllt sie, für die ich übrigens viel Verständnis habe. Seit ich mich aber näher mit der ganzen Sache befaßt habe, glaube ich, daß wir uns dem

Anblick des Ungeheuerlichen stellen müssen. Wir dürfen auch in diesem Punkt vor der Wirklichkeit die Augen nicht verschließen.

Natürlich hast Du recht, daß es entsetzlich ist, daß diese Prozesse erst so spät, fast zwanzig Jahre nach Kriegsende, in Gang gekommen sind. Es gibt dafür viele sachliche Erklärungen. Formfragen spielen dabei eine Rolle, Zuständigkeitsprobleme, Beweisschwierigkeiten, Un auffindbarkeit der Täter. Aber auch innere Gründe sprechen mit, sie halte ich für die entscheidenden. Eine Staatsanwaltschaft tritt ja erst in Aktion, wenn ihr ein Verbrechen „bekannt“ wird. Normalerweise wird dem Staatsanwalt eine Untat als Anzeige bekannt. Aber wer zeigt denn gerne an? Vollends wenn er weiß, das Verbrechen war irgendwie verquickt mit der öffentlichen Meinung, die auch seine war. Wir haben doch alle die Hand zum Hitlergruß hochgehoben! Der eine aus Überzeugung, der andere, um nicht aufzufallen. Der eine, weil er dachte, Hitler wird die Arbeitslosigkeit beseitigen, der andere, weil er sich auch schon einmal über einen Juden geärgert hatte, oder was sonst Hinz und Kunz für Gründe gehabt haben mögen, diesem starken Mann zuzujubeln, der so herrlich genau wußte,

was zu tun sei in der verfahrenen Lage des deutschen Volkes. Seine Anhänger haben doch sogar – so stellte es Himmler dar, und so haben es viele, nicht nur SS-Leute, empfunden oder sich eingeredet – der Gesellschaft das *Opfer* gebracht, mit der „Lösung des Judenproblems“ eine dem ganzen Volk unangenehme Vaterlandspflicht um der deutschen Zukunft willen zu erfüllen! Man muß sich das alles vergegenwärtigen, um zu verstehen, warum jede Initiative zur Strafverfolgung auch vom Mitschuldgefühl gehemmt war.

Du fragst, warum es aber nach dem Beginn der Strafverfolgung noch Jahre dauerte, bis die Prozesse in Gang kamen. Kannst Du Dir nicht vorstellen, welche äußeren Schwierigkeiten sich türmten, als man anfang, aus dem Chaos verbrannter Verwaltungsgebäude Akten zu sammeln, nach den Massenverschiebungen durch Flüchtlingsströme Urkunden von neuem ausfindig zu machen? Es mußte in Ludwigsburg bei Stuttgart eine eigene Forschungszentrale zur Aufklärung von Nazi-Verbrechen gegründet werden, die nichts anderes tut, als Täter, Zeugen und Unterlagen aufzuspüren. Wie schwierig war das bei der leichten Möglichkeit, unter fremdem Namen unterzutauchen, bei der Bereitschaft

verschiedener Länder, politische Flüchtlinge aufzunehmen! In Kairo wirst du heute noch vom Hotelportier strahlend mit „Heil Hitler“ begrüßt, wenn er dich als Deutschen erkannt hat.

Je tiefer die Staatsanwälte in die Materie eindringen, um so klarer trat für die strafrechtliche Erfassung das breite Gewebe der Schuldverstrickung zutage.

Bis in die Universitäten, die sich die Irrlehren zu eigen machten, reichte der Schuldzusammenhang, bis in die an den Morden verdienenden Firmen, bis in jene Kirchen, die Hitler huldigten. War es noch sinnvoll, aus dem weiten Kreis der politisch Verantwortlichen den seinerseits schwer abzugrenzenden engen Kreis der strafrechtlich Verantwortlichen herauszulösen bei Taten, die in einen politischen Zusammenhang verquickt und verstrickt waren? Kam man aber zu der Meinung, daß strafbar nur die zentralen Figuren seien, so konnte man sagen: so fragwürdig der Nürnberger Prozeß war, die Aufgabe ihrer Verurteilung hat er uns jedenfalls abgenommen. Die „Kleinen“ waren Verführte, strengen Befehlen Gehorchende. War man nicht berechtigt, ihre Verfehlungen aus dem Befehlsnotstand zu erklären?

Wohl tat man dies zu rasch, denn man wollte ja Befriedung, Ruhe.

Recha, es taucht noch manches Problem auf im Zusammenhang mit diesen Prozessen, z. B. frage ich mich manchmal, ob nicht die genaue Abbildung von Folterinstrumenten in der Zeitung und die detaillierte Schilderung der Quälereien die Phantasie manches Jugendlichen vergiften könnte. Ich erschrak über die scheinbare Kaltblütigkeit, mit der gelegentlich junge Leute der Gerichtsverhandlung beiwohnen. Oft muß der Richter sie zur Ordnung rufen, wenn sie in Hemdsärmeln, Gummi kauend, mit hoch übergeschlagenen Beinen im Auditorium sitzen, als säßen sie in einem Kriminalfilm.

Aber auch das sind doch nur bedauerliche Nebenerscheinungen, die man abfangen sollte, die aber meines Erachtens nicht hinreichen, um einen Staat auf den ernsthaften Versuch verzichten zu lassen, sich selbst über seine Vergangenheit Rechenschaft zu geben. Dies ist mit Gründlichkeit aber nur im Wege der Prozeßführung möglich und ist ein Tun auf Hoffnung. Es bleibt zu *hoffen*, daß die Sorgfalt der Rechtsprechung und

ihre Öffentlichkeit die junge Generation informiert und wach macht, daß die Tatsachen, die durch die Zeugenaussagen zutage treten, ins Bewußtsein der breiten Massen dringen und sie warnen. Dafür bringen die Zeugen das Opfer ihrer Aussage!

Ich muß Dich heute noch einen Blick tun lassen in den Gerichtssaal. Der beherrschende Eindruck geht vom Gerichtsvorsitzenden aus. Es ist für mich ein starkes Erlebnis, einen Mann an der Arbeit zu sehen, dem die Aufgabe der Prozeßführung eine schwere und verantwortungsvolle Last bedeutet, der keine Routinearbeit tut, der nach beiden Seiten – nach der der Anklage und nach der Verteidigung hin – jede Zügellosigkeit, jedes Abgleiten in persönliche oder politische Attacken verwehrt, der immer wieder zurückführt auf den schmalen Weg der Wahrheitsfindung. Er muß ja ein Mosaik aus Tausenden von Steinchen zusammensetzen, mit minutiöser Sorgfalt, um unter keinen Umständen neues Unrecht dem alten hinzuzufügen. Dafür haben die Zeugen begreiflicherweise oft kein Verständnis. Es kommt ihnen vor, als hielte man ihnen aus einer Wüste erlebten Unrechts ein Sandkorn vor, und sie sollten sagen, ob es gelb oder braun gewesen sei. Haben sie gar bei

der Vorvernehmung vor einigen Jahren gesagt, es sei gelb und heute, es sei braun gewesen, so triumphiert die Verteidigung, im Zeugen aber steigt ein verzweifelter Zorn auf, der nicht selten zum Nervenzusammenbruch führt. Dann ist es wichtig, daß eine von uns (wir sind jetzt zu vieren) mit dem Zeugen ins Hotel fährt oder in den Palmengarten, daß er sich aussprechen kann. Einer sagte mir: „Wenn ich geahnt hätte, daß ich mir gefallen lassen muß, in dieser Weise vom Verteidiger meines Peinigers verhört zu werden, als ob ich der Angeklagte wäre, dann wäre ich nie gekommen.“

Ich wollte überhaupt nicht kommen, ich war froh, daß ich anfang, zu vergessen; aber dann fühlte ich, daß ich es meinen toten Kameraden schuldig bin, zu sagen, was wir gelitten haben. Wenn wir schweigen, ist ja alles umsonst gelitten worden. Dann wird niemand aus dieser grauenhaften Erfahrung etwas lernen.“ Später fügte er hinzu: „Glauben Sie mir, ich hasse nicht das deutsche Volk. Auch Deutsche haben dort mit uns gelitten. In jedem Volk gibt es Zyniker, Verbrecher, Saldisten, aber wie kann man verhindern, daß ihnen freie Hand gewährt wird? . . .“

Ich mußte an Deinen letzten Brief denken, in dem Du so verzweifelt beklagst, wie miserabel in Eurem Staat Mississippi die Verfolgung der Mörder der drei Core-Mitglieder, die sich für die Civil Rights Bill einsetzen wollten, betrieben wird, weil die zuständigen Behörden mit den Mördern sympathisieren. Und das im Lande der Freiheit! Solche Erfahrung kann uns nur alle miteinander auf die Knie zwingen zu einer neuen Brüderlichkeit aus der Erkenntnis unserer Erbärmlichkeit.

Du fragst noch, ob die Auschwitz-Überlebenden wenigstens Renten von unserer Regierung bekommen. Soweit sie in den Ostblockstaaten leben – und das tun natürlich die meisten, weil sie ihrer Staatsangehörigkeit nach Polen, Rumänen, Tschechen oder Ungarn sind – bekommen weder die Hinterbliebenen der Getöteten eine sogenannte „Wiedergutmachung“ von der Bundesrepublik noch die Opfer der furchtbaren Folterungen, die überlebt haben. Das ist eine Folge der politischen Verhältnisse der Nachkriegszeit. Auch in Mitteldeutschland werden keine Entschädigungsleistungen gewährt.

Frankfurt/Main, 16. Mai 1964

Liebe Recha,

gestern habe ich bemerkt, daß die „Lilien auf dem Felde“ uns zuvorgekommen sind. Du weißt nicht, wen ich meine, denn Du kennst die wunderschöne Geschichte der evangelischen Marienschwestern nicht. Du solltest davon wissen, denn daß es so etwas bei uns gibt, gehört auch in das Bild des Wirtschaftswunder-Deutschland.

Während eines der schweren Fliegerangriffe auf Darmstadt im Jahre 1944 tat eine Gruppe junger Mädchen mit ihrer Bibelkreis-Leiterin den Schwur, wenn sie die Höllennacht überlebten, wollten sie ein Leben in der reinen Nachfolge Jesu Christi führen. Solch einen

Schwur haben manche Menschen getan, aber diese haben ihn gehalten. Ihre Geschichte ist voller „Wunder“, wie die aller großen Gläubigen. Ich will Dir nur soviel davon sagen: sie tragen eine einfache schwarze Ordenstracht und leben zusammen in einer Art evangelischem Kloster, das sie sich mit eigenen Händen unter Anleitung eines Baumeisters gebaut haben, dazu gehört eine Kirche, ein Gästehaus, ein Altersheim, Verlag und Druckerei und mehrere Wagen für den Außendienst. Sie unterhalten in Jordanien ein Haus für ökumenische Begegnungen und in Jerusalem ein Erholungsheim für Juden, die durch den Nationalsozialismus gelitten haben. Eine ihrer wichtigsten Aufgaben sehen sie darin, das deutsche Volk zur Buße und Besinnung über die Schuld an den Juden im Dritten Reich aufzurufen. Was sie tun, ist wohl das eindrucksvollste Sühnezeichen, das wir in Deutschland haben. Und diese Schwestern sind uns natürlich auch zuvorgekommen in der Sorge um die Auschwitz-Zeugen, denn der Prozeß läuft schon seit Februar, und wir haben erst im Mai begonnen, uns um die Zeugen zu kümmern.

Die Marienschwestern laden jüdische Zeugen für ein paar Tage zur Erholung nach Darmstadt ein und verwöhnen sie in ihrem Mutterhaus mit selbstloser Fürsorge.

Uns dient, wie ich Dir schon schrieb, das Rote Kreuz als Schirmherr. Du kannst auch sagen, als „Visitenkarte“. Eine wirklich gute Visitenkarte ist es nicht, denn das Deutsche Rote Kreuz war – ebenso wie die Kirchen – die große Enttäuschung der Häftlinge. Es hat sich nur oberflächlich Zugang zu ihnen verschafft oder verschaffen können und hat das Entsetzliche, das in den Konzentrationslagern geschah, nicht in die Welt hinausgeschrien, hat nicht für Erlösung gesorgt oder sorgen können. Vielmehr wurde in den Sanitätskraftwagen des Deutschen Roten Kreuzes das Giftgas transportiert, mit dem die Juden zu Hunderttausenden umgebracht wurden. Für diesen Mißbrauch kann man die Leitung des Roten Kreuzes wahrscheinlich nicht verantwortlich machen, aber das ist die Erfahrung, die die ehemaligen Häftlinge mit dem Roten Kreuz verbinden. So erklärt es sich, daß der Brief von manchen mit großem Mißtrauen gelesen wird, in dem wir den Zeugen unsere Betreuung und Hilfe anbieten, und den sie gleich nach der Ladung zum Prozeß, also noch in ihrer Heimat, bekommen, er trägt ja das Zeichen des Roten Kreuzes. Wenn wir sie in Frankfurt in Empfang nehmen, sind manche zunächst äußerst zurückhaltend, bis sie merken, daß wir es aufrichtig mit ihnen meinen. Dann

kommt uns eine Dankbarkeit entgegen, die überwältigend und beschämend zugleich ist. Daß wir ihnen eine gute Lesebrille oder ein Hörgerät oder orthopädische Schuhe verschaffen können, daß wir sie zur Gerichtskasse durch die turbulente fremde Stadt begleiten, daß wir sie zum Essen einladen und sie zum Hotel zurückbringen, wo sie ausruhen und uns wieder erreichen können, wenn sie uns brauchen, das gibt ihnen das Gefühl einer gewissen Geborgenheit, das ihnen wohltut.

Wie schwer es ist, ihr tiefsitzendes Mißtrauen zu überwinden, erlebte ich auch im Zusammensein mit einem Polen. Nachdem er zwei Tage lang äußerst zurückhaltend gewesen war, immer auf der Hut, fragte er mich: „Meinen Sie, ich könnte einfach in ein Restaurant gehen und ein Essen bestellen?“ – „Warum denn nicht?“ – „Meine Frau hat mich beschworen, es nicht zu tun. Sie fürchtet, ich würde vergiftet werden durch einen bestochenen Kellner!“ – „Nein, das wird ganz gewiß nicht geschehen, in Deutschland sind nun wieder klare, saubere Verhältnisse, die Pest ist vorüber!“ – „Wirklich? Aber es laufen so viele der früheren Verbrecher frei herum, sogar einige von den hier angeklagten. Ich habe meiner Frau versprechen müssen, nichts über

diese auszusagen. Diese selbst werden mir vielleicht nichts tun, aber ihre Freunde. Es soll so eine starke Hilfsorganisation für die ehemalige SS geben. Wissen Sie vielleicht, wer zum Beispiel dem Zech-Nenntwich aus dem Gefängnis und gleich bis Kairo weitergeholfen hat?“ Ich wußte es nicht. Ich weiß aber von der Existenz der HIAG – Hilfe auf Gegenseitigkeit –, einer sehr zahlungskräftigen Hilfsorganisation der SS. Ich kann nicht beurteilen, wie weit es sich bei diesem Zusammenschluß um redliche Hilfe für unschuldig Benachteiligte oder um eine Art von Bandenkameradie handelt; jedenfalls konnte ich dem Polen die Sorge ausreden, heute hier noch verfolgt zu werden.

Anfangs haben wir auch Fehler bei der Begegnung mit den Zeugen gemacht. Einen Polen hatten wir am Vorabend seiner Vernehmung mit drei Kameraden zu Freunden eingeladen, nur um ihnen einen angenehmen Abend zu machen. Gar nicht von Auschwitz zu reden, hätte den Eindruck von Interesselosigkeit, Teilnahmslosigkeit gemacht. So stellte die Gastgeberin ein paar freundliche Fragen, sie wollte gleichzeitig auch ihren anwesenden, erwachsenen Kindern einen nachhaltigen Eindruck vermitteln. Die ehemaligen Häftlinge

kamen ins Erzählen, konnten nicht mehr aufhören, haben dann trotz Schlafmittel nicht geschlafen, einer brach bei der Vernehmung am nächsten Tag zusammen. Aber der gute Wille ist verstanden worden. Seitdem laden wir die Zeugen nur nach der Vernehmung ein, gehen, wenn das Wetter es irgend erlaubt, mit ihnen spazieren, zeigen ihnen die Stadt oder das, was sie interessiert. Das ist sehr verschieden. Manche gehen gerne in den Zoo, andere sagen: „Nein, danke, von wilden Tieren haben wir genug . . .“ Manche möchten das Goethehaus sehen und sind ganz angetan von dem Studenten der Germanistik, der uns führt und der so lebendig von Goethes Kindheit erzählt und zum Erstaunen der Zeugen aus den Ostblockstaaten „gar keine Propaganda für Demokratie dabei macht“. Solche sonderbaren Feststellungen und Beobachtungen sind wie Fenster in die andere Welt. Etwa auch wenn einer beim Einkauf bemerkt: „Wie freundlich sich die Leute hier um den Kunden bemühen.“ Er äußerte dies, nachdem ein Angestellter von Opel eine halbe Stunde lang für ihn herumtelefoniert hatte, um ihm noch von irgendwoher die Ersatzteile für seinen Wagen aus dem Jahre 1953 aufzutreiben.

Was die Freundlichkeit, das Vertrauen und die Dankbarkeit der Zeugen uns gegenüber bedeutet, kann man sich nur klarmachen, wenn man sich ihre Erlebnisse in Auschwitz immer wieder vergegenwärtigt. Dort sind mindestens zweieinhalb Millionen vergast, erschossen oder durch Spritzen getötet worden, oder sie sind in Stehbunkern verhungert oder an Typhus gestorben. Etwa sechzigtausend haben überlebt. Eine Chance zum Überleben hatten vor allem Ärzte, Sanitäter, Sprachkundige, die als Schreiber und zum Dolmetschen benutzt wurden, Handwerker, die unter Dach arbeiteten und die zur Erhaltung des Lagers und der Wachmannschaft nötig waren. Das waren die „Privilegierten“; in diese Funktionen einzurücken, hatten zunächst Deutsche eine Chance.

Von den übrigen konnten nur die Jüngeren, sehr Gesunden überleben, die Wendigen und die Meister im Organisieren, oder Menschen, deren unerhörte seelische Kraft den Körper hielt, was immer ihm zugemutet wurde. Anders kann ich mir jedenfalls nicht erklären, wie ein Mensch es überleben kann, daß er erst ohnmächtig geprügelt, dann gezwungen wird, einen versalzenen Fischsalat zu essen, diesen ausbricht, unter

Schlägen gezwungen wird, das Erbrochene abermals zu essen, und es dann übersteht, mit den Händen auf dem Rücken zusammengebunden für Stunden an einen Pfahl gehängt zu werden; er stirbt auch nicht, wenn er kurz darauf in eine Stehzelle von achtzig Zentimetern im Quadrat gesperrt wird und nur jeden dritten Tag einen Teller dünne Suppe bekommt. Aus irgendeinem Grund soll er nicht gänzlich verhungern wie seine Stehzellennachbarn, die nach dreizehn qualvollen Tagen sterben. Recha! Dreizehn Tage dauert es, bis du verhungert bist. Die Verhungerten brüllten vor Schmerzen; einer hat seine Schuhe aufgegessen. Ich wollte Dich eigentlich verschonen mit solchen Gräßlichkeiten, weil die Zeitungen ohnehin davon voll sind. Aber wenn du einem Menschen gegenüberstehst, der das durchgemacht und überlebt hat, so hast du das Gefühl, es ihm schuldig zu sein, dieses Erlebnis voll ins Auge zu fassen und ihm nicht auszuweichen und es auch weiterzuerzählen.

Und der Mann, der das durchgemacht hat, war ohne Haß! Kannst Du verstehen, daß eine solche Begegnung ein großes Geschenk ist, daß eigentlich wir, die wir mit ihm zusammensein dürfen, die Nehmenden sind?

Ruppertshain, 24. Mai 1964

Liebe Recha,

schon vor Beginn des Auschwitz-Prozesses wußte ich aus Büchern und Berichten von Dritten vieles von dem, was in den Konzentrationslagern geschehen ist. Aber jetzt merke ich in der Begegnung mit den Zeugen, daß es ein ungeheurer Unterschied ist, ob man von den schrecklichen Geschehnissen liest und hört, oder ob man Menschen gegenübersteht, die das Grauen miterlebt haben. Gestern war ich mit einem Mann zusammen, der als Fünfzehnjähriger mit seiner Mutter nach Auschwitz kam. Aus den überfüllten Viehwagen sprangen sie auf die Rampe, übermüdet, hungrig, durstig, verschmutzt von tagelanger Fahrt; im Chaos der elenden Menschenmenge und unter dem Geschrei der SS

faßte der Junge die Mutter wie erlöst bei der Hand und flüsterte ihr zu: „Mutter, dort steht ein Wagen vom Roten Kreuz, hier kann nicht viel passieren“ – aber in eben diesem Sanitätswagen lag das Giftgas! Er wurde von der Mutter getrennt, und noch in derselben Nacht erstickte sie in der Gaskammer.

Oder Recha, überwältigender als Millionenzahlen ist *eine* Stimme *eines* Menschen: Der Richter fragte: „Können Sie sich erinnern, wer damals bei Ihrer Ankunft in Auschwitz auf der Rampe stand und selektierte?“ Der Zeuge schaut wie aus einer andern Welt und sagt dann leise: „Nein – ich habe nur geschaut, was aus meiner Frau wird . . . die – man mir – vom Arm gerissen hatte –“ Auch er hat sie nie wieder gesehen.

Liebe Recha, es war inzwischen Nacht geworden. Ich mußte unterbrechen. Aber ich will Dir heute noch von „meinen“ drei Rumäninnen erzählen. Sie haben sich eine Woche bei den Marienschwestern erholen dürfen, und dann haben sie noch einen Tag bei mir verbracht. Kannst Du Dir vorstellen, was es bedeutet, Menschen in sein Haus aufnehmen zu dürfen, die in Auschwitz waren?

Es waren Mutter und Tochter und deren Freundin, die sich im Lager fest aneinander gehalten haben; mit sehr viel Energie und Klugheit war so etwas manchmal möglich. Die Mutter ist Ärztin und eine ungewöhnliche Frau. Sie gehört zu denen, die überlebt haben aus seelischer Kraft, aus dem ärztlichen Ethos. Bei einem Appell zum Beispiel kam eine Frau in die Wehen und schwankte vor Schmerzen. Die Ärztin sah es, wollte zuspringen, bekam aber dafür eins mit der Peitsche übers Gesicht. Die Schwangere wurde weggebracht. Man hat sie nie mehr gesehen. Ein solcher Peitschenhieb für den Versuch, als Arzt zu helfen, warf nicht um, sondern provozierte überlegene Kraft. Dieses Phänomen bestätigen alle Erlebnisse dieser Frau.

Die Liebe zu ihrem Kind hat ihr in allem trostlosen Elend von Hunger, Schmerz und Übermüdung die Kraft gegeben, um Mitternacht aufzustehen, wenn der Duschraum leer war, die todmüde Tochter zu wecken und sie zu waschen. Sauberkeit war Lebensrettung.

Diese Menschen sind von einer flackernden seelischen Erregtheit durch das Aufrühren dieser Erinnerungen, daß ich sie jede in ein anderes Zimmerchen legte zur

Siesta. Später fand ich die rührendsten Zeichen der Dankbarkeit auf kleinen Zetteln zwischen den Kissen. Wofür? Für ein klein wenig Verstehen und Einfühlung.

Und solche Menschen sollten wie Ungeziefer zertreten werden!

Frankfurt/Main, 31. Mai 1964

Liebe Recha,

in den letzten Tagen wurden einige Frauen aus Israel, Florida und Rumänien vernommen. Eine Szene kam vor Gericht zur Sprache, die ich Dir schildern möchte, weil sie mir sehr charakteristisch zu sein scheint für die Situation, in die die SS-Männer, besonders Ärzte und Offiziere, gerieten, die zum „Rampendienst“ kommandiert wurden, das heißt zum Aussortieren für Leben oder Tod gleich bei der Ankunft der Züge. Solche „Selektionen“ gab es dann im Lager immer wieder, wenn „Platz geschaffen“ werden mußte.

Stell Dir also vor, es rollt ein Zug mit Viehwagen an, in den etwa tausend Unglückliche gepfercht sind. Un-

gefähr zweihundertfünfzig arbeitsfähige Frauen und Männer sollen ausgesucht werden, der „Rest“ von siebenhundertfünfzig wird gleich auf Lastwagen zu den Gaskammern gefahren. Das Gepäck wird natürlich allen sofort weggenommen, von bestimmten Häftlingskommandos in die Baracke „Canada“ – Symbol des reichen Landes – gebracht und dort von der SS auf Schätze durchwühlt für die SS, für die Front, fürs Winterhilfswerk, je nachdem. Nun stehen da also auf der Rampe ein paar Ärzte und sollen die Entscheidung über Leben und Tod treffen. Alle Angeklagten bestreiten, je auf der Rampe Dienst getan zu haben. Zeugen erkennen aber diesen und jenen wieder, haben damals seinen Namen gehört und haben diesen nie vergessen.

So auch eine Zeugin aus Amerika. Sie ist für ihr Leben so schwer geschädigt, daß sie noch heute so elend aussieht, als sei sie eben aus Auschwitz entlassen worden. Vor der Verhandlung sagte sie zu mir: „Seit zwanzig Jahren warte ich auf den Tag, an dem der Name des Mörders meiner Mutter und meiner geliebten kleinen Geschwister vor irgendeinem Gericht auftaucht, damit ich die Wahrheit aussagen kann.“ Weil im Waggon die Meinung vertreten wurde, Familien würden nicht ge-

trennt, hatte die Mutter vor dem Aussteigen das Dreijährige auf den Arm genommen, der damals knapp siebzehnjährigen Tochter den Zweijährigen auf den Arm gegeben und ihr ein Kopftuch umgebunden, damit sie älter wirken und für die Mutter des Kleinen gehalten werden sollte. Die anderen vier Geschwister, vier-, sieben-, zehn- und vierzehnjährig, standen dabei. Der Arzt, den die Zeugin seit damals sucht, entriß ihr den kleinen Bruder, warf ihn der Mutter zu, die ihn nicht auffangen konnte, da sie das Dreijährige auf dem Arm hatte, und kommandierte die große Schwester zu den „Arbeitsfähigen“, die übrige Familie ins Gas. Natürlich wurde das nicht gesagt, man forderte die zum Tode Bestimmten vielmehr auf, wegen ihrer Übermüdung den Wagen ins Lager zu benutzen. Erst am nächsten Tag beim Küchendienst, als die große Schwester nach ihrer Familie fragte, erhielt sie von einer Aufseherin die lakonische Antwort: „Die sind schon längst durch den Schornstein.“

Mich verfolgt nun eine im Grunde unsinnige Frage: Hat dieser Arzt gemordet oder gerettet? Die Anweisung, daß etwa siebenhundertfünfzig ins Gas geschickt werden müßten, hat er nicht gemacht; er hat so oft wie

möglich versucht, sich diesem Morddienst zu entziehen, immer konnte er es nicht. Oder war er der Retter der etwa zweihundertfünfzig Arbeitsfähigen? Eigentlich kann man diese Frage nicht stellen, weil von Zuhilfenommen und Retten nicht die Rede sein kann. Ich schildere Dir diese Szene aber, weil sie so besonders deutlich die Ausweglosigkeit aufzeigt, in die die SS-Männer gerieten, wenn sie dem Teufel den kleinen Finger gegeben hatten.

Einen ganzen Tag war ich mit der Zeugin zusammen. Sie war schwer nervenkrank, von Bitterkeit zerfressen. Ganz langsam und ganz leise versuchte ich, ihr auch die seelische Not jenes Arztes aufzuzeigen, der vor Gericht keinen brutalen Eindruck machte, wenn auch keinen heroischen. Als ich abends ihr Hotelzimmer verließ, weinte die Zeugin, aber sie war nicht mehr so hart. Und endlich umarmte sie mich liebevoll und flüsterte:

„Might be you are right – vielleicht haben Sie recht.“

Ruppertshain/Taunus, 7. Juni 1964

Liebe Recha,

hab Dank für Dein Verständnis! Man hört und liest so oft, daß Ihr im Ausland so befremdet seid über die relativ milden Urteile, die unsre Richter in den Prozessen gegen frühere SS-Leute fällen. Ihr faßt wahrscheinlich nicht alles ins Auge, was ein Richter heute und hier dabei ins Auge fassen muß.

Neulich wurde in der Verhandlung ein langes Gutachten über „suspendiertes Unrechtsbewußtsein“ vorgelesen. Es unterscheidet sich von „Rechtsbewußtsein“ – dem Glauben an die Rechtmäßigkeit der Tat – dadurch, daß der Handelnde *unter anderen Umständen* ein Unrechtsbewußtsein gehabt haben würde. Dieses Un-

rechtsbewußtsein wird „unter Umständen“ abgehängt. Du erinnerst Dich, daß Shakespeare in seinem „Richard III.“ die gedungenen Mörder philosophieren läßt, bevor sie den Herzog von Clarence töten: es geht auch dort darum, daß sie ihr Unrechtsbewußtsein loswerden wollen. Sie berufen sich zuerst darauf, daß es ja ein „Auftrag“ sei, daß also ein anderer die Verantwortung dafür trage. Dann überwinden sie die physische Angst mit dem Appell an ihre männliche Eitelkeit, sie wollen „ein ganzer Kerl“ sein, von dem man doch mit einer gewissen Bewunderung sprechen wird. Und der letzte Rest von Unrechtsbewußtsein wird verdrängt durch den Blick auf den Beutel Goldes, der als Belohnung winkt. Für einen charakterschwachen Menschen mögen diese drei Faktoren – Gehorsam gegenüber einem Befehl, ein falsch verstandenes Selbstbewußtsein und persönliche Vorteile – in unserem Fall die Aussicht auf Urlaub, Schnaps, Zigaretten und Wurstzulagen – ausreichen, um einen Mord zu begehen. Für Millionenmorde muß noch manches an Motiven hinzukommen.

Bei den im Auschwitz-Prozeß verhandelten Fällen scheinen mir außerdem die folgenden beiden Gründe für das Zustandekommen der Massenmorde eine wesentliche

Rolle zu spielen: Der Gruppendeist der Wachmannschaften, für den die ghettoartige Abgeschlossenheit von der Außenwelt zu einem Treibhaus für Fieberträume wurde, und die demagogische Verbrämung mit „Weltanschauung“. Aus Deinem letzten Brief entnehme ich, daß Du die berühmte Rede von Himmler an die SS gar nicht kennst, in der er seine „Weltanschauung“ so eindrucksvoll und typisch darlegt. Er sagt etwa folgendes: „Es ist keine Kunst, eine Stadt am Schreibtisch judenrein zu befehlen, aber das praktisch durchzustehen, nicht nur hundert oder tausend Tote zu sehen, sondern zehntausend, hunderttausend, Frauen und Kinder dabei; das durchzuhalten und dabei anständig zu bleiben, da fängt das wahre Heldentum an!“ – In diesem „dabei anständig bleiben“ spiegelt sich die ganze Verworrenheit, die, wie ich glaube, typisch deutsch ist. Diese „Helden“ waren nun also in Auschwitz und in den anderen Konzentrationslagern ziemlich isoliert, hörten immer wieder in Variationen diese Lehre und waren in Bandentreue aufeinander angewiesen. Unter der Drohung, auch „durch den Kamin geschickt“ zu werden, wenn sie im Urlaub irgend etwas ausplauderten, paßten sie sich diesem Bild vom Himmelschen Helden innerlich an, um überhaupt existieren

zu können. Das „Anständigbleiben“ drückte sich für sie darin aus, daß sie den Kindern Bonbons schenkten, bevor sie ihnen die tödliche Spritze ins Herz stießen, oder den Selektierten die doppelte Suppenration austeilten. (Manchmal haben sie den Selektierten auch einfach gar nichts mehr zu essen gegeben!) Daß sie den Opfern vor der Gaskammer sagten, sie würden geduscht, geschah wohl einfach, um Panik zu vermeiden.

Aber auch darin mag ein trauriger Rest von Menschlichkeit mitgeschwungen haben. Die SS-Leute gingen doch davon aus, daß dies alles nun so sein „müsse“. Wenn sie total verkommene Unmenschen gewesen wären, würden sie ja später beim Raubmorden geblieben und nicht Buchhalter oder Krankenpfleger geworden sein. – Für viele Deutsche also wurde die Verführung durch eine systematisch gepredigte „Weltanschauung“ zum Fallstrick. Sag dem Deutschen etwas von Weltanschauung, und er folgt dir auf die höchsten Klippen und in die tiefsten Schächte! Es ist kein Zufall, daß es das Wort „Weltanschauung“ in Amerika originär nicht gibt. Es gibt ja unter allen Völkern der Erde Beispiele genug, daß durch revolutionäre oder durch kriegerische Verhetzung aufgepeitschte Leidenschaften zu Unmenschlichkeiten fähig machen.

Das entsetzlich Neue bei unseren Verbrechen ist nun aber gerade die Leidenschaftslosigkeit, die kalte, bürokratische, technisch perfekte Massenvernichtung.

Goethe sagt einmal in seinen Maximen: „Der Handelnde ist immer gewissenlos; es hat niemand Gewissen als der Betrachtende.“ Hier aber war der Betrachtende, der ruhig und warm an seinem Schreibtisch Sitzende, der Mörder. Die Volksseele kochte ja gar nicht, sie mußte künstlich angeblasen werden mit Weltanschauung und Rassenhaß.

Ein polnischer Zeuge sagte mir mit einem unvergeßlichen Ausdruck von Ratlosigkeit: „Wissen Sie, worüber ich nicht wegkomme? Daß eigentlich die Voraussetzungen für diese Massenmorde im polnischen Volk viel eher gegeben sind als im deutschen, nämlich im polnischen Nationalismus, Chauvinismus, Antisemitismus und in der Intoleranz des Polen.“ Ich sagte ihm, daß ich glaube, es komme nur darauf an, ob einer die bösen Leidenschaften weckt, oder ob eine Regierung es versteht, die Kräfte, die zu solchen Fehlhaltungen und Grausamkeiten drängen, auf bessere Wege, zu besseren Zielen zu steuern. Das ist alles gar nichts Neues.

F. Th. Vischer hat es schon ganz einfach und klar gesagt: „Die Kunst der Staatsführung besteht darin, die Verantwortung in reine Hände zu legen.“

Mein polnischer Gesprächspartner war ein Patriot, der seine Kraft rückhaltlos dafür einsetzt, seiner Regierung zu helfen und das Beste für sein Volk zu erreichen. Er sagte mir: „Sie können solche Selbsterkenntnis auch bei uns hören, ohne daß Ihnen jemand droht, es sei nicht linientreu, so etwas zu denken.“ Ob er objektiv recht hat oder nicht, weiß ich nicht, wichtig war mir aber, daß er aufrichtig empfindet, was er sagte. Recha, ich wünschte, Tausende, Zehntausende hätten die Möglichkeit solcher unvoreingenommenen Gespräche! Wieviel Schorf auf alten Wunden würde abfallen und die reine neue Haut zutage treten lassen!

Wenn ich mit Deutschen über die SS-Prozesse spreche, kommen immer wieder dieselben langweiligen, banalen Hinweise auf die Greuelthaten anderer Völker in die Debatte, auf Dresden, Hiroschima, die russischen Tscheka-Säuberungen, die dreißig Millionen das Leben gekostet haben sollen . . . Ich kann dann immer nur antworten wie jener Rostocker Flüchtling, der zwei

Jahre bei mir gewohnt hat: „Das mag ja alles ganz richtig sein; ich sage mir bloß immer: Der Schmutz von anderen kann doch niemals die Seife sein, die mich reinwäscht.“

Der Trieb, eigene drückende Schuld zu erleichtern, indem man auf die Schuld anderer hinweist, ist sehr menschlich, besser: sehr natürlich. Aber er bringt uns nicht vorwärts, eben weil er nur natürlich ist!

Ruppertshain/Taunus, 14. Juni 1964

Liebe Recha,

gestern erzählte mir eine Zeugin von einer Szene, von der ich wünschte, sie wäre vor Gericht zur Sprache gekommen. Daß dies nicht geschah, darf nicht dem Richter zur Last gelegt werden. Er muß sich natürlich daran halten, die Aussagen der Zeugen von den Vorgängen zu hören, durch die die Angeklagten belastet sind. Er kann nicht alles erfragen, was die Zeugen über Auschwitz aussagen könnten. Ihre Vernehmung würde sich sonst ins Uferlose verlieren. Aber was diese Zeugin mir erzählte, sollte festgehalten werden:

Eine große Gruppe von Frauen mit kleinen Kindern hat sich ausziehen müssen vor dem sogenannten „Duschraum“. Eine Mutter mit einem etwa Einjährigen auf

54
dem Arm, die bislang noch guten Glaubens war, weil sie einfach nicht für möglich halten konnte, was gemunkelt wurde, erkennt plötzlich, woran sie ist. Verzweiflung packt sie, sie wirft sich einem jungen SS-Mann vor die Füße und fleht ihn an, wenigstens ihr Kind zu retten. Sie erinnert ihn daran, daß er doch wohl auch Frau und Kind habe und daß er sich erbarmen möge. Was soll er machen? Er stößt die Frau beiseite, drängt sie zu den andern in die Kammer. Plötzlich, im Moment, da sich die Türen schließen, springt er mit dem Schrei „Meine Frau! Mein Kind!“ mit hinein – und wird mitvergast.

on
ge-
ch-
an
en
Er
ch-
ich
nir
hat
ch-
auf
Ein anderer Zeuge erzählte vor Gericht, daß ein SS-Mann, der schon einem andern heimlich aus dem Lager geholfen hatte, auch ihm habe zur Flucht verhelfen wollen. Dies Mal aber faßte man ihn. Darauf wurde der SS-Mann Pestek mit dem Zeugen zusammengekettet und durch das Lager geführt, „da war ein großes Erstaunen, denn das hatte man noch nicht gesehen, einen SS-Mann mit einem Juden verkettet“. Der SS-Mann wurde grauenhaft geschlagen und dann erschossen. Der Jude wurde drei Wochen lang „verschärft vernommen“, das heißt abwechselnd verhört und gefol-

tert, man wollte Angaben über die Fluchtvorbereitungen aus ihm herausbekommen. Schließlich aber – er weiß nicht warum – hat man ihn nicht getötet, sondern in der Strafkompagnie wieder eingesetzt. Die Folge war, daß alle Mithäftlinge sich vor ihm fürchteten und ihn mieden, weil sie glaubten, er müsse etwas ausgesagt haben, was der SS nützlich war, oder er sei verpflichtet worden, zu denunzieren. Beides traf nicht zu. Der Mann hat rätselhafterweise überlebt. Er leidet aber seitdem so an Verfolgungswahn, daß er keiner Zeitung ein Interview geben wollte. Zu uns gewann er Vertrauen.

Die Zeugen sagen übereinstimmend, daß fast alle SS-Leute irgendwo, irgendwann, gegen irgendwen einmal anständig waren. Selbst die übelsten Schläger hatten ihre „Schützlinge“. Man kommt angesichts solcher Tatsachen auf allgemein menschliche Fragen, auf Zusammenhänge, die uns alle betreffen. Ist es nicht, als ob auch der verbogenste Mensch – vielleicht muß man sagen, daß auch ein gänzlich verfremdeter Mensch – nicht ganz ohne Liebe leben kann? Es wird ja auch von Eichmann und von Höß gesagt, sie seien „liebvolle Familienväter“ gewesen. Solche Überlegungen gingen

un-
er
ern
var,
ihn
agt
tet
Der
ber
ung
er-

SS-
mal
ten
tat-
am-
ob
sa-
icht
ich-
Fa-
gen

einer rumänischen Lehrerin, die als Zeugin hier war, durch den Kopf, als sie in einer Familie, die ich mit ihr im Taunus besuchte, zwei junge Väter beobachtete, die so besonders nett mit ihren Kindern spielten. Auf dem Heimweg fragte sie mich: „Ob Sie das verstehen können, ich versuchte immer, diese jungen Väter in SS-Uniform zu sehen. Ob sie auch fähig gewesen wären, zu morden und zu schlagen?“

Frankfurt/Main, 21. Juni 1964

Liebe Recha,

immer wieder habe ich Dir von den Zeugen erzählt, auch vom Richter und von den Zuhörern, aber die Angeklagten selbst beschäftigen mich Tag und Nacht. Ach Recha, es ist qualvoll zu sehen und zu hören, wie sie stereotyp alles ableugnen: Und wenn ein Dutzend Zeugen übereinstimmend bekundet, daß sie gesehen haben, wie der eine oder der andere selektiert, geschlagen oder erschossen hat, nein, der Beschuldigte ist es nicht gewesen, das muß eine Verwechslung sein. Ist denn mit diesem Leugnen dem Angeklagten wirklich gedient? Wenn ich Verteidiger wäre, würde ich meinem Mandanten raten, alles zu gestehen und es mir zu überlassen, ihn zu entlasten. Ich würde als Angeklagter,

964
wenn ich im Dritten Reich von dem staatlichen Frei-
brief für Sadismus Gebrauch gemacht hätte, um die
härteste Strafe bitten, oder ich würde um die Möglich-
keit bitten, in einem positiven Tun Sühne zu leisten
und etwa mein Leben lang in einem Krankenhaus oder
Waisenhaus ohne Entgelt arbeiten wollen, um so mei-
nen Seelenfrieden, wenn dies überhaupt möglich ist,
wiederzufinden.

Dieses Zuschmieren mit Leugnen und die Schuld auf
andere wälzen bringt doch den Angeklagten auch um
die mögliche Erfahrung der Gnade. Ich halte die in
diesem Prozeß jetzt schon zu spürende Art der Ver-
teidigung für einen schlechten Dienst des Anwalts ge-
genüber dem Angeklagten. Verteidiger und Seelsorger
sollten hier identisch sein!

Die Zeugen, die doch alles Recht zu Haß und Verbitte-
rung hätten, verteidigen oft die Angeklagten viel bes-
ser, als sie sich selbst. Einer sagte mir neulich: „Warum
haben sie nicht soviel Charakter, zuzugeben, was sie
getan haben, diese Helden? Ist das, was sie tun, nicht
Reden wider besseres Wissen? Alle Sünde kann ver-
geben werden, nur nicht die Sünde wider den Heiligen
Geist.“

Weder ihm noch mir lag an einer exakten Auslegung des Begriffs „Sünde wider den Heiligen Geist“. Ich verstand, was er meinte, und darin stimmte ich ihm zu.

Ich muß noch einmal auf die, wie mir scheint, wichtigste Frage zu sprechen kommen, die dieser Prozeß immer wieder bei allen Beteiligten auslöst: Wozu soll er eigentlich dienen? Diese Frage steckte auch in mehreren Gesprächen über das Für und Wider eines Lokaltermins in Auschwitz, das ja inzwischen positiv entschieden wurde. Ein Pole sagte: „Man wird das sehr gründliche Bemühen bewundern, diesen horrenden Schmutz sauber auszukehren. Gewiß, man kann die Toten nicht lebendig machen und die Qualen nicht mehr lindern. Aber durch die Gründlichkeit der Prozeßführung, die in der Wahrnehmung eines Lokaltermins besonders eindrucksvoll in Erscheinung treten würde, reinigt sich der deutsche Staat. Man kann Gäste nur in ein gereinigtes Haus einladen.“ Ich fragte zurück: „Meinen Sie mit der Reinigung den Prozeß oder den Lokaltermin?“ Darauf antwortete er: „Den Prozeß als ersten, den Lokaltermin als zweiten Schritt, aber der wichtigste wird der dritte Schritt sein: das Nachdenken, das der Prozeß auslösen muß, das Fragen und For-

schen: wo und wann wurden die Weichen falsch gestellt, daß es zu einem Auschwitz überhaupt kommen konnte? Diese Frage müssen sich alle Völker stellen.“

Im Gegensatz zu solchen bejahenden Bewertungen des Prozesses steht eine skeptische Beurteilung, ein Einwand, der mir ebensooft begegnet ist wie die positive Stellungnahme. So wurde mir von einem sympathischen, intelligenten und sicher anständigen jüngeren Kaufmann gesagt: „Ist es nicht entsetzlich mit unserer deutschen Gründlichkeit? Erst morden wir mit technischer Perfektion und jetzt breiten wir unsern ganzen Schmutz vor aller Welt aus. Täte das irgendein anderes Volk?“

Ich sagte ihm: „Ich empfinde das nicht als ‚Schmutz-ausbreiten‘. Ich empfinde den Prozeß eher wie eine sehr gründliche Anamnese und Analyse eines gewissenhaften Arztes, dessen Diagnose später nicht nur dem einen Patienten, sondern allen Anfälligen nützlich sein kann.“ Es war erfreulich, wie der Fragende meine Antwort aufnahm. Aber seine Ratlosigkeit blieb bestehen. Er meinte: „Schaun Sie auf Rußland! Zwanzig oder dreißig Millionen Russen sollen in den Stalinschen

Säuberungsaktionen hingemordet worden sein. Wieso fanden sich dafür so viele Hände in diesem gutmütigen Volk? Dann kam Chruschtschow, erklärte Stalin für einen Verbrecher (obwohl er jahrelang sein treuer Mitarbeiter gewesen war), man geht über das Geschehene hinweg, es wird ein Schlußstrich gezogen. Das nimmt die Welt so hin! Man zuckt die Achseln und sagt ‚Asien‘.“

Ich weiß nicht, was Du ihm geantwortet hättest. Ich versuchte ihm klarzumachen, daß es gegenüber einem solchen diktatorischen Schlußstrich ein Fortschritt sei, wenn bei uns die Möglichkeit zu öffentlichen Prozessen dieser Art besteht und daß darin Hoffnung liegt.

Zum Schluß muß ich Dir noch ein sehr bewegendes Erlebnis erzählen, das ich diese Woche hatte. Es war ein sonniger Sommernachmittag. Ich gehe im Taunus mit zwei Polen spazieren, die die Hölle überstanden haben und die aufgewühlten Erinnerungen nach der Vernehmung in reiner Luft auszuatmen versuchen. In einem Garten sehen wir zwei kleine Kinder im Sandkasten vertieft Kuchen backen und sie mit Gänseblümchen schmücken, die sie mit Eifer von der Wiese holen.

Versonnen und beglückt bleiben die Polen stehen und beobachten die Kinder. – „Was im weinenden Auge mir oft die Tränen zurückhält, ist ein spielendes Kind oder ein Vogel im Flug“ – zitierte ich Justinus Kerner. Nach längerem Schweigen meint der eine Pole: „Ja, und doch muß ich immer weinen, wenn ich ein Kind spielen sehe. Immer werde ich im Hintergrund die in Auschwitz spielenden Kinder sehen. Daß der Herrgott dazu schwieg, als sie getötet wurden – ich kann an keinen Gott mehr glauben . . .“

Ich mußte an die Stelle bei Primo Levi* denken, wie er schildert, daß er nach einer Selektion, die aber erst zwei Tage später vollstreckt wurde, von seiner Pritsche aus den alten frommen Juden Kuhn beobachtet, wie der sein Käppchen aufgesetzt hat und den Körper in Dankgebeten hin und her bewegt, weil er heute nicht zur Tötung bestimmt wurde. Primo Levi fährt fort: „Ist der alte Kuhn wahnsinnig geworden? Sieht er denn nicht da drüben den jungen Griechen, der in die Birne starrt und keinen Gedanken mehr fassen kann, weil er weiß, daß er übermorgen ins Gas gehen wird? Weiß

* Primo Levi: „Ist das ein Mensch?“ S. Fischer Verlag.

der alte Kuhn nicht, daß das nächste Mal sein Mal sein wird? Wenn ich Gott wäre, ich spuckte Kuhns Gebet zu Boden!“

Ich mußte auch an das Alte Testament und die Psalmen denken, die voll sind von diesem leidenschaftlichen Hadern mit Gott. Mit diesen Gedanken stand ich neben dem Polen, der in seine tiefe Traurigkeit versunken war, am Zaun der Kinder. Endlich brachte ich heraus: „. . . und doch wollten Sie ‚bei Gott dem Allmächtigen‘ schwören, und nicht in der bürgerlichen Form.“ „Ja, ich wollte es, und nicht aus Tradition. Ich werde es immer wollen – bei solchen Sachen. Ich kann es nicht erklären . . .“

Hier stand ein Mensch, der auf mich wirkte, wie der personifizierte Vorwurf gegen unsere traditionellen Gottesvorstellungen, und gleichzeitig einer, der *den* Glauben gewonnen hat, der sich – wie geboten – kein Bildnis macht. Ich weiß nicht, ob Du verstehst, was ich meine. Er hatte in sich die Naivität gerettet, die nicht mehr die Naivität des Kindes, sondern die des reifen Menschen ist, der durch alle Zweifel bis zur Verzweiflung gegangen ist, der alle Theorien und Argumenta-

tionen eines ehrlichen Intellekts durchmessen hat bis an die Grenze der Resignation. Am Abgrund aber hat ihn der Ruf erreicht: „Wo warst du, da ich die Erde schuf?!“ Er löste in sich den Widerspruch, es gibt keinen Gott – aber es gibt auch nicht keinen Gott. Er löste ihn nicht intellektuell – er lebte ihn.

Noch einmal kamen wir auf die Kinder zu sprechen, die so versunken spielten, daß sie uns noch immer nicht bemerkt hatten. „Warum Jesus wohl so gerne Kinder um sich hatte?“ fragte der Pole aus seinen Gedanken heraus. „Er kannte die Abgründe des menschlichen Herzens. Ob er sich auch an ihrem Anblick aufrichtete?“

Da stand der Vierjährige auf und steckte ein Blümchen durch den Zaun in die Hand des schwermütigen Polen. „Da, schenk ich dir.“

Frankfurt/Main, 28. Juni 1964

Liebste Recha,

neulich schrieb ich Dir, daß mich die Gedanken an den Prozeß Tag und Nacht verfolgen. Es war keine Übertreibung. Jedenfalls kann ich mir nur so erklären, daß ich gestern einen Traum hatte, der so intensiv und deutlich war, daß ich ihn Dir genau erzählen kann.

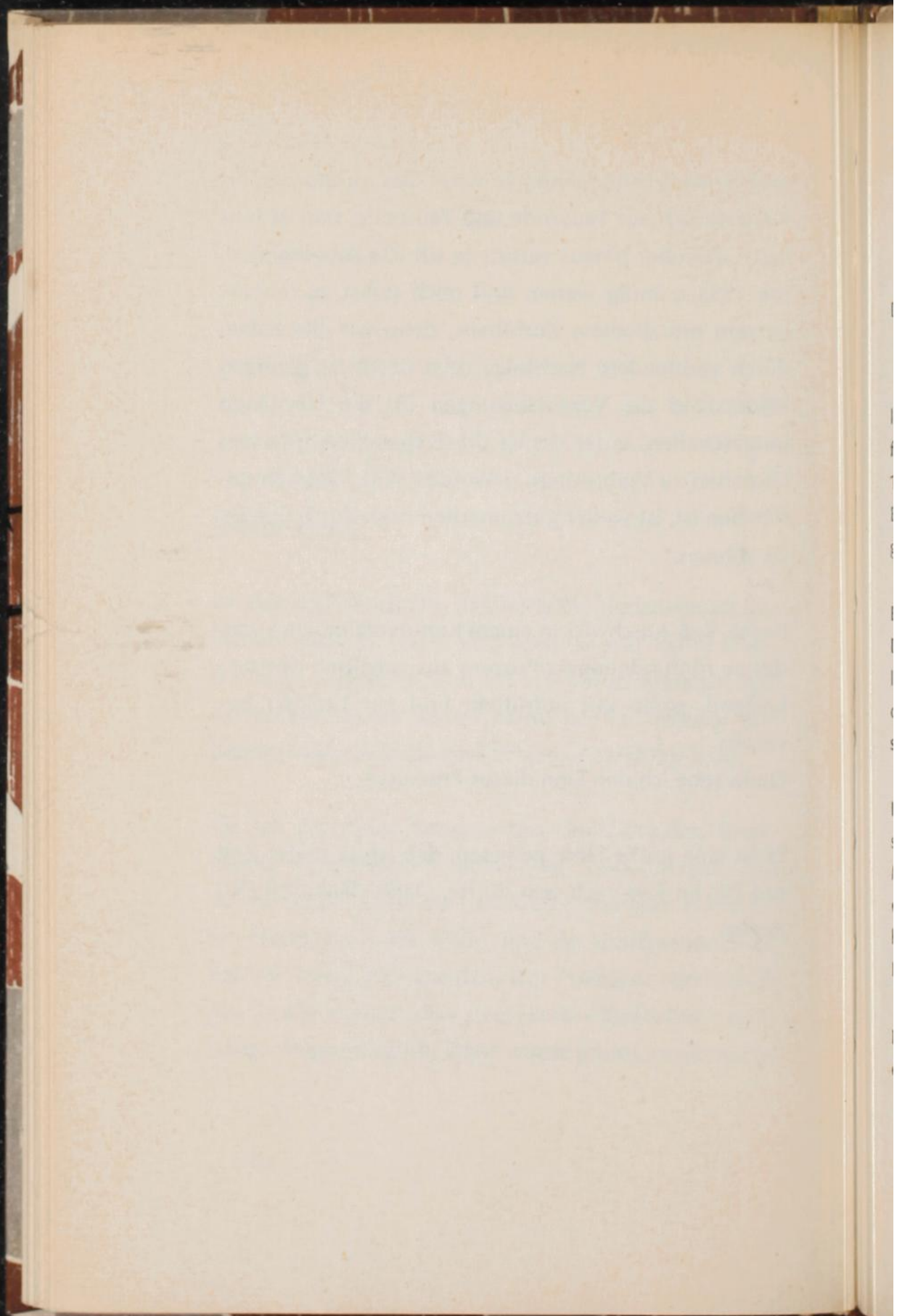
Ich sah die ganze Szenerie des Gerichtssaales, Angeklagte, Verteidiger, Staatsanwälte, Nebenkläger, und vor mir in der Mitte die drei Richter mit dem Präsidenten Hofmeyer in der Mitte, und die Geschworenen zu beiden Seiten. Alle standen. Der Präsident verkündete die Urteile. Freispruch – zwei Jahre – fünf Jahre – zehn Jahre – lebenslänglich. Dann wurde seine Gestalt immer

größer, seine Stimme immer lauter, das Auditorium erweiterte sich auf Tausende und Tausende, und er fuhr fort: „Darüber hinaus verurteile ich alle Anwesenden, die 1933 mündig waren, und mich selbst zu lebenslangem moralischem Zuchthaus, denn wir alle haben durch verblendete Nachfolge oder durch zu geringen Widerstand die Voraussetzungen für die Umstände mitgeschaffen, unter denen diese charakterschwachen Gestalten zu Verbrechern geworden sind. Was hier geschehen ist, ist weder gutzumachen noch durch Strafen zu sühnen.“

Recha, daß Auschwitz in einem Kulturvolk möglich war, das zu fünfundneunzig Prozent aus getauften Christen bestand, sollte uns aufrütteln und zur Umkehr bewegen.

Darin sehe ich den Sinn dieses Prozesses.

Es ist eine große Hilfe gewesen, daß ich in dieser Zeit mit Dir im Gespräch sein durfte. Dafür danke ich Dir, Recha.



Das Städtchen Auschwitz

liegt zwischen Kattowitz und Krakau in Polen in einer sumpfigen Gegend mit sehr schlechten Trinkwasserverhältnissen. 1940 wurde das Konzentrationslager dort mit 30 deutschen Berufsverbrechern, die als „Capos“ eingesetzt waren, eingerichtet.

Es war zunächst fast nur mit polnischen Gefangenen belegt. Die umliegenden Ortschaften wurden evakuiert, um die Häftlinge zu isolieren und weil die massenweisen Vergasungen, die hier durchgeführt wurden, buchstäblich zum Himmel stanken.

Im Lager, das immer stärker ausgebaut wurde, befanden sich später durchschnittlich etwa 100 000 Häftlinge.

Mindestens 2 1/2 Millionen sind allein dort vergast, erschossen, erschlagen oder durch Spritzen getötet worden oder in Stehbunkern verhungert.

Etwa 60 000 haben überlebt.

Es gab in Deutschland 25 Konzentrationslager mit jeweils einem Netz von Außenlagern, insgesamt mehrere hundert.

DIE BRÜCKE

Farbige, celloph. Pappbändchen, 64 und 96 Seiten

Der Reihentitel „Die Brücke“ kennzeichnet zugleich Sinn und Aufgabe der Bücher, die unter diesem Namen erscheinen. Sie möchten Brücken schlagen zwischen Menschen und Völkern, die sich nicht verstehen, die fremd oder getrennt sind. Es werden in Erzählungen und Berichten Schicksale zur Kenntnis gebracht, die in der Stille erlitten und getragen wurden und werden, hervorgerufen durch zeitgeschichtliche und menschliche Probleme in Gegenwart und naher Vergangenheit, und es wird berichtet von der Bemühung, Feinde von gestern zu Freunden von heute und morgen zu gewinnen.

Emmi Bonhoeffer, Zeugen im Auschwitz-Prozeß

Elieser Jeruschalmi, Das jüdische Märtyrerkind

Elieser Jeruschalmi, Es ist späte Zeit für dich geworden – Israel

Klaus Hönig, Kreta – Ein Abenteuer für die Freundschaft

Martin Koschorke, Sonne über Algerien

Beatrix von Ragué, Streiflichter auf Japan

Agathe Schmidt, Das indische Dorf

Lili Simon, Junger Staat im alten Land

Gesa Volkmann, Begegnungen in Mitteldeutschland

IN VORBEREITUNG:

Tullio Vinay, Agape – Werk der Versöhnung und Gemeinschaft

Rita Bockelmann, Die Kinder- und Jugend-Alijah – 100 000 Kinder finden eine Heimat

© 1965 Johannes Kiefel Verlag, Wuppertal-Barmen

2. Auflage 1965

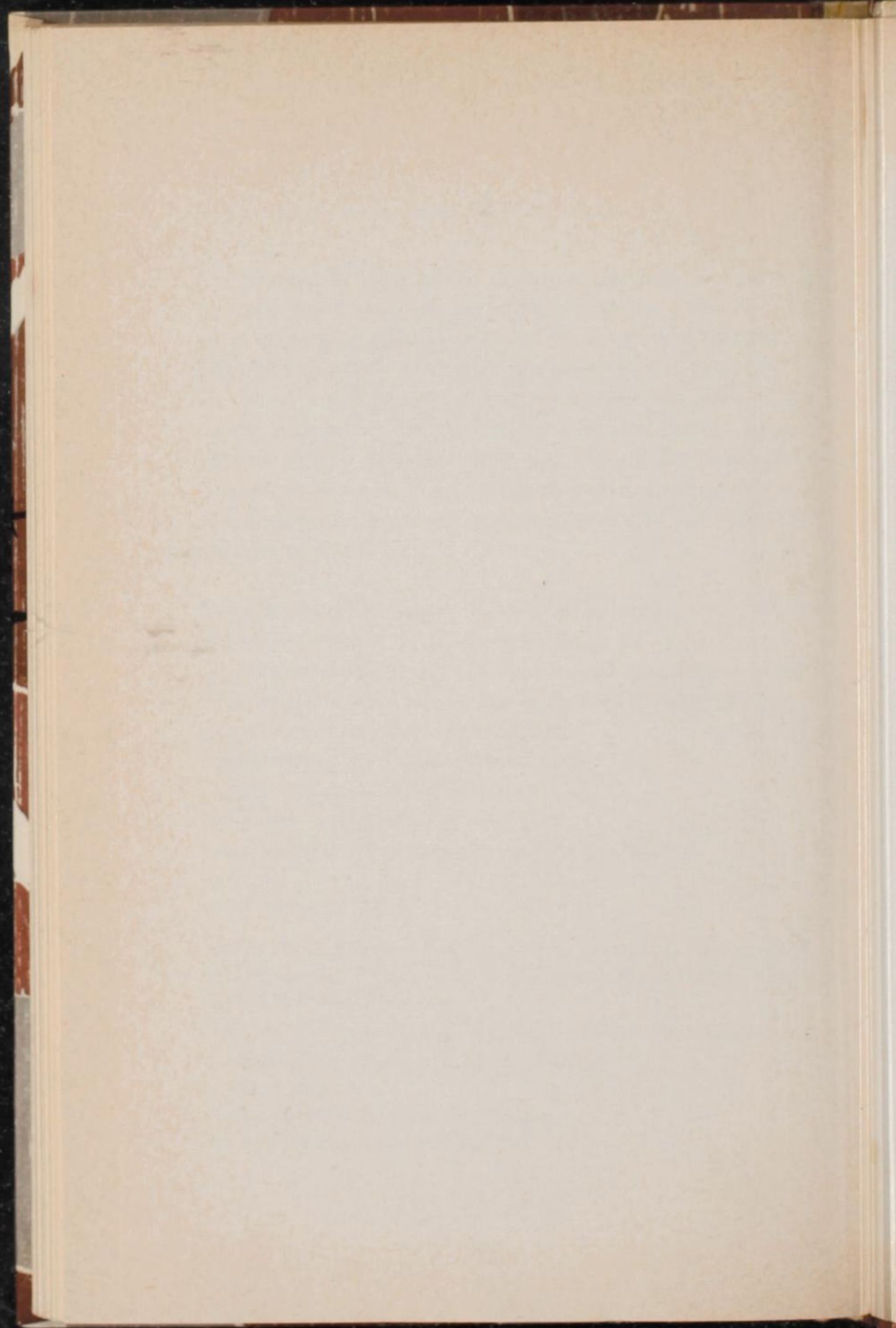
Umschlaggrafik: Wilhelm Pfeiffer, Tübingen

Satz und Druck: J. F. Steinkopf, Stuttgart

und
n. Sie
n, die
en in
t, die
ervor-
ne in
t von
e und

rael

schaft
Kinder



3.60



UB Gießen

OSR

627

Colour & Grey Control Chart

Blue

Cyan

Green

Yellow

Red

Magenta

White

Grey 1

Grey 2

Grey 3

Grey 4

Black

